

Die Institutionalisierung des Lebenslaufes in der modernen Gesellschaft ist stark auf die Erwerbsarbeit ausgerichtet, die den Angelpunkt der Existenzsicherung bildet. Vereinfacht gesagt kommt es zu einer Dreiteilung des Lebens in eine Lern- bzw. Ausbildungsphase, eine Erwerbs- und Familienphase sowie eine Ruhestandsphase (vgl. Kohli 1985), die durch Statuspassagen miteinander verbunden sind.

Diese „Ordnung des Lebensverlaufs“ ist wesentlich ein Resultat des Wohlfahrtsstaates (Mayer und Müller 1989), der zur Konstituierung verschiedener Lebensphasen und zu einer Chronologisierung des Lebens beiträgt, indem er Altersgrenzen und Fristen definiert, ab wann bestimmte Ansprüche geltend gemacht werden können und bestimmte Leistungen erbracht werden müssen. „Wenn Menschen durch ihr Leben gehen, dann finden sie, dass der Staat fast alle Ein- und Austritte definiert: in die Erwerbstätigkeit und aus der Erwerbstätigkeit heraus, bei Heirat und Scheidung, bei Krankheit und Invalidität, in die Ausbildung und aus der Ausbildung und in die berufliche Ausbildung und aus ihr heraus“ (Mayer und Müller 1989, S. 57). Diese Vorgaben vermitteln dem Leben eine allgemeine Ablaufstruktur, die entlasten, aber auch einengen kann (Kohli 1985).

Der Wohlfahrtsstaat verleiht dem Leben auch mehr Verlässlichkeit und Kontinuität in Krisensituationen, indem er (Unter-)Brüche im Lebenslauf und damit verbundene Einkommensverluste überbrückt und – falls länger andauernd – Grundsicherungen garantiert (Behrens und Voges 1996) oder durch Umverteilungen auch das Leben im Alter materiell absichert.

Soweit der Staat Individuen und nicht Familien zu Adressaten seiner Politik und zu „Empfängern seiner Gaben“ macht, trägt er mit dazu bei, dass sich Lebensläufe aus kollektiven familialen Lebensformen herauslösen und die verschiedenen

Generationen ihr eigenes Leben führen können. Dass „Jugendliche mit Ausbildungsbeihilfen ihre Familien verlassen“, Mehrgenerationenhaushalte „sich aufspalten“ (Mayer und Müller 1989, S. 47) und ältere Menschen ein finanziell von den Kindern unabhängiges Leben führen können.

In der „funktional differenzierten“ modernen Gesellschaft hat die Familie ihre Rolle als „generelle Inklusionsinstanz“ (Luhmann 1990, S. 207) eingebüßt und ist zu einem sozialen Feld unter anderen geworden. Der familiäre Reproduktionsmodus der Vererbung und Zuweisung ist abgelöst worden durch den Modus der Erwerbbarkeit, in dem der Schule eine zentrale Bedeutung zukommt. Das heißt nicht, dass die Familie ihren Einfluss verloren hat. Sie bleibt in und neben dem schulischen Feld weiterhin wirksam (vgl. Bourdieu 2014, S. 342 und 464 ff.). Die Bewegung durch die horizontal und vertikal differenzierte Gesellschaft nimmt jedoch zu. Die soziale Einbindung geschieht nun nicht mehr über einen zugewiesenen Platz, den man mehr oder weniger lebenslang innehat, sondern über einen Lebensweg, der verschiedene, wechselnde Zugehörigkeiten und Positionen umfasst (vgl. auch Luhmann 2002, S. 242).

Seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts lässt sich ein weiterer Dynamisierungsschub beobachten: Standardisierte und stabile Lebensverläufe nehmen eher ab, während flexiblere, diskontinuierlichere und stärker individualisierte Lebenslaufmuster an Bedeutung gewinnen (Buchmann 1989; Beck 1986). Wodurch die chronologische Abfolge der verschiedenen Lebensphasen aufgeweicht und Altersnormen stärker in Frage gestellt werden (Kohli 1985).

Um der zunehmenden Dynamik gerecht zu werden und die „Bewegung durch die Sozialstruktur“ (Levy 1996) in den Blick zu bekommen, werden wir statt einer (rein) kataskopischen Sicht (Geiger 1963) eine akteurbezogene soziologische Perspektive einnehmen und Lebensläufe als „Wanderung durch verschiedene soziale Welten“ (Berger et al. 1987) begreifen – und zwar unter zwei Aspekten:

- als Laufbahn zwischen verschiedenen Positionen im sozialen Raum und den damit verbundenen sozialen Milieus
- und als Abfolge von Partizipations- und Positionskonfigurationen in verschiedenen sozialen Feldern.

Beide Aspekte sind wichtig und ergänzen sich: Mit dem „Lebenslauf als Statusbiografie“ (Levy 1977, 1996) lassen sich die Teilnahme- und Positionsprofile von Akteuren im Lebensverlauf erfassen, nicht aber deren Lokalisierung(en) innerhalb der Sozialstruktur, die man mit der Laufbahn im sozialen Raum in den Blick

bekommt.¹ Mit dem Begriff des Habitus als „inkorporiertes Soziales“ lässt sich zudem verstehen, dass Menschen nicht nur in (sich wandelnden) sozialen Bedingungen situiert sind, sondern dass die Bedingungen auch Teil ihrer selbst werden und so ihr Handeln bestimmen.

Im Folgenden sollen die beiden theoretischen Modelle kurz dargestellt werden. Das wird uns erlauben, zentrale Begriffe einzuführen, mit denen wir im empirischen Teil arbeiten werden.

2.1 Laufbahn im sozialen Raum

Eine Strukturtheorie sozialer Ungleichheit muss hinreichend differenziert sein, um die Ordnung der Unterschiede und die Bewegung von Akteuren innerhalb dieser Unterschiede angemessen erfassen zu können.

Besser als herkömmliche Schicht- und Klassenmodelle genügt diesem Anspruch das Modell des sozialen Raumes von Pierre Bourdieu (1988, S. 211 ff., 1998, S. 15 ff.). Da wir das Modell bereits an anderer Stelle ausführlich dargestellt haben (vgl. Karrer 1998), soll es hier nur kurz skizziert werden.

Das Modell des sozialen Raumes (vgl. Diagramm 1 im Anhang) beruht im Wesentlichen auf zwei Kapitalarten: dem ökonomischen und dem kulturellen Kapital.² Die vertikale Achse wird gebildet durch das Kapitalvolumen, also den Umfang des ökonomischen und kulturellen Kapitals, über das man verfügt, die horizontale Achse durch das Verhältnis zwischen den beiden Kapitalarten: rechts ist das ökonomische Kapital größer als das kulturelle, in der Mitte ist es mehr oder weniger ausgeglichen und links überwiegt das kulturelle gegenüber dem ökonomischen Kapital.

In einem so konstruierten Raum lassen sich verschiedene Berufsgruppen verorten. Während die vertikale Achse definiert, ob eine Gruppe eher oben, in der Mitte oder unten steht, lässt sich aufgrund der horizontalen Achse bestimmen, auf welcher Kapitalform ihre Position vor allem beruht. Erfasst werden also nicht nur vertikale, sondern auch horizontale Unterschiede, die soziologisch oftmals von

¹ Darauf verweist auch René Levy (1996, S. 79), wenn er schreibt: „Neben der Form des Positionsprofils (...) ist natürlich deren globale Lokalisierung in der gesamtgesellschaftlichen Schichtung nicht aus den Augen zu verlieren, d. h. die generelle Schicht- oder Klassenlage der Person.“

² Während das ökonomische Kapital den Besitz an Einkommen und Vermögen umfasst, existiert das kulturelle Kapital nach Bourdieu (1983) in drei Formen: inkorporiert (als Wissen, Sprache usw.), objektiviert (in Form von Gütern) und institutionalisiert (in Form von Titeln).

ebenso großer Bedeutung sind, in Schichtmodellen aufgrund ihrer additiven Logik jedoch verloren gehen (Karrer 1998): Unterschiede zwischen einem eher ökonomischen Pol auf der rechten und einem stärker kulturellen Pol auf der linken Seite.

Das Modell bezieht sich primär auf die Erwerbstätigen als „Kernstatusgruppe“. Das schließt nicht aus, auch Hausfrauen oder Rentner im sozialen Raum zu positionieren, sofern man berücksichtigt, dass sie nicht oder nicht mehr zur Kernstatusgruppe gehören (Karrer 2009), ein Standpunkt, den auch Bourdieu in einem Gespräch vertreten hat. Auf diesem Hintergrund kann dann auch deutlich gemacht werden, dass „Rentner sein“, „Hausfrau sein“ oder „erwerbslos sein“ in verschiedenen Regionen des sozialen Raumes etwas Unterschiedliches bedeutet, trotz aller Gemeinsamkeiten, die man miteinander teilt.

In seinem Buch „Die feinen Unterschiede“ geht Bourdieu von „sozialen Großgruppen“ (Beck 1986) aus und erfasst die Laufbahn über den relativen Anteil jener, die aus unteren, mittleren und höheren Klassen stammen. Wir hingegen benutzen das Modell des sozialen Raumes in der vorliegenden Untersuchung als eine Art „Landkarte“ der verschiedenen sozialen Positionen, auf der sich die Stellung und die Laufbahn von Akteuren eintragen und in ihrer Differenz sichtbar machen lässt. Wobei die Position der Herkunftsfamilie den Ausgangspunkt bildet, der den weiteren Verlauf sehr stark prägt. Die Frage der „Erbfolge“, also „die Frage der Sicherung des Fortbestands der Abstammungslinie und ihres Erbes im weitesten Sinne“, stellt sich in ausdifferenzierten Gesellschaften jedoch auf besondere Weise. Sie liegt nun nicht mehr allein in der Hand der Familie, sondern hängt auch vom „Urteil der Bildungsinstitutionen“ ab, das dem „Projekt“ der Familie, das vor allem der Vater verkörpert, entgegenlaufen kann (Bourdieu 1997, S. 651 f.).

Eine Laufbahn kann sich weitgehend auf demselben sozialen Niveau bewegen, oder aber durch Auf- und Abstiegsprozesse gekennzeichnet sein, was allerdings komplizierter und schwerer zu beurteilen ist als es auf Anhieb scheinen mag – zumindest was die intergenerationelle Laufbahn betrifft. Das kann hier nur kurz angedeutet werden (vgl. Bourdieu 1988, S. 210 ff.): Der 1960 geborene Sohn eines Büroangestellten zum Beispiel, der ebenfalls Büroangestellter geworden ist, hat zwar nominell die gleiche Position wie sein Vater früher gehabt hat, real ist ihr Wert, der sich relational bestimmt, aber nicht mehr der gleiche wie früher. Und damit ist auch das Selbstverständnis ein anderes. Kann das nominal Gleiche Unterschiedliches bedeuten, kann das vermeintlich Unterschiedliche im relationalen Sinne gleich sein. Die Abkömmlinge von kleinen Selbständigen zum Beispiel wurden in den siebziger und achtziger Jahren vermehrt Angestellte, weil sich die Sozialstruktur gewandelt hat und die Zahl der selbständigen Existenzmöglichkeiten zurückgegangen ist. Ihre Position in der Mittelklasse konnten sie nur halten,

indem sie sich verändert und ihre Position verlagert haben.³ Trotzdem wäre es zu einseitig, daraus wie Bourdieu den Schluss zu ziehen, dass alles beim Gleichen bleibt. Denn es macht in vielerlei Hinsicht einen Unterschied, ob man selbständiger Handwerker, Büroangestellter oder Sozialarbeiter ist.

Auch wenn die soziale Herkunft die Laufbahn im sozialen Raum nach wie vor stark beeinflusst (Sozialbericht 2012), sind die Lebenslagen und die Lebenswege trotzdem vielfältiger geworden (Beck 1986). Das Ausmaß intergenerationaler Mobilität wird von vielen Untersuchungen über „Statusvererbung“ unterschätzt, weil die Ordnung der Unterschiede oftmals nur ungenügend konstruiert wurde und die verwendeten Kategorien – zum Teil gezwungenermaßen – so grob sind, dass viele lebensweltlich bedeutsamen Differenzen gar nicht ins Blickfeld geraten. Nicht selten sind es aber gerade die kleineren oder feinen Unterschiede, die für die Akteure und ihre Beziehungen von großer Bedeutung sein können.

2.1.1 Habitus

Laufbahn und Position im sozialen Raum bleiben den Akteuren nicht äußerlich. Sie bilden keine externen Bedingungen, die ihr Handeln von außen bestimmen (Bourdieu 2001, S. 177), sondern sind im Habitus einverleibt und gewissermaßen verlebendigt.

Der Habitus ist ein unter sozialen Bedingungen erworbener Modus der Wahrnehmung, der Klassifizierung und des Handelns, der die Verhaltensweisen in verschiedenen Bereichen des Alltagslebens prägt (Bourdieu 1988). Der Habitus formt die Modalitäten des Handelns, so dass sich in substantivisch völlig verschiedenen Handlungen die gleiche Art und Weise des Verhaltens zeigen kann (Karrer 1998). Was nicht heißt, dass die Prinzipien des Handelns in allen Feldern gleich sind.

Im Unterschied zu Theorien, die Handlungen als bewusste und intentionale Akte sehen, ist der Habitus „erworbene Gewohnheit des Handelns“, um einen Ausdruck von Adam Smith (2010, S. 444 [zuerst 1790]) zu verwenden, ein „Gewohnheits-Sinn“, der stärker auf der Ebene der Praxis als auf der Ebene des Bewusstseins agiert (Bourdieu 2001, S. 182). Als inkorporierter Sinn für Grenzen erzeugt er Haltungen und Handlungen, die den Bedingungen, aus denen er entstanden ist, entsprechen und sie reproduzieren. Je mehr der Habitus eines Akteurs mit den Bedingungen übereinstimmt, in denen er lebt, umso mehr fühlt er sich darin „zu Hause“ und umso selbstverständlicher und fragloser erscheint ihm seine Welt. Diese Form

³ Was sich reproduziert sind nicht „differente Soziallagen“, sondern „die Differenz der Soziallagen“ (Bourdieu 1988, S. 272).

der Erfahrung, in der das, was ist, „außer Diskussion“ steht, hat Bourdieu (1979, S. 325) *Doxa* genannt.

Die Übereinstimmung von Position und Habitus ist allerdings nur eine Variante des Möglichen (Bourdieu 1987, S. 117), die vor allem unter stabilen Bedingungen auftritt. Sind Strukturen und Laufbahnen hingegen instabil, ist auch das Verhältnis von Position und Habitus weniger stimmig. So können Mobilitätsprozesse zwischen den Generationen und innerhalb ein und derselben Generation dazu führen, dass sich Position und Habitus auseinanderentwickeln und Akteure in eine „deplatzierte Situation“ geraten (Bourdieu 2001, S. 202). Das ist zum Beispiel dann der Fall, wenn sich die Position im sozialen Raum relativ schnell ändert, der Habitus aufgrund seiner Trägheit und Beharrungstendenz jedoch noch eine Zeit lang durch die früheren Bedingungen geprägt bleibt. Oder wenn man nicht in der Lage ist, die Laufbahn der Herkunftsfamilie, die in den eigenen Dispositionen eingeschrieben ist auch ohne dass die Eltern Druck aufsetzen, fortzusetzen (vgl. Bourdieu 1997, S. 652). Das führt gewöhnlich zu einer Situation der Anomie (Durkheim 1984) und zu einem unglücklichen Verhältnis, weil das Selbstverständnis und die Ansprüche, die man hat, dem Leben, das man führt, nicht (mehr) entsprechen. Wodurch jenes Gleichgewicht verloren geht, das für das persönliche Wohlbefinden so zentral ist (vgl. Bourdieu 2001, S. 192 f.).

Solche Laufbahnen können sich dem Körper auch ganz direkt einprägen (vgl. Bourdieu 1992, S. 37). Erleidet man zum Beispiel einen sozialen Abstieg, können die damit verbundenen Verunsicherungen und Entwertungen auch körperlich zum Ausdruck kommen und eine Wahrheit offenbaren, die das, was man sagt oder darzustellen versucht, dementiert.

Die Laufbahn und die Position im sozialen Raum bilden jedoch nicht die einzigen Bedingungen, die im Habitus einverleibt sind, auch wenn sie meiner Ansicht nach in mancher Hinsicht *grundlegend* sind.

Weitere Prägekräfte des Habitus Der Habitus ist auch geprägt durch die soziale Geschlechterdifferenz, die wohl am stärksten von allen Unterschieden „verkörpert ist“ und in verschiedenen Körperhaltungen zum Ausdruck kommt: in einer bestimmten Art zu gehen, zu sitzen oder zu sprechen zum Beispiel. Analog zum „sense of one’s place“ im sozialen Raum, gibt es auch einen „sense of gender“ (Karrer 1998, S. 38 ff.), einen Sinn dafür, was „männlich“ und was „weiblich“ ist, was zu wem passt und was von wem erwartet werden kann. Was wiederum beeinflusst, wer sich wofür zuständig fühlt. Wobei der geschlechtsspezifische Habitus je nach Position im sozialen Raum variiert und in der Arbeiterschaft zum Beispiel nicht der gleiche ist wie im soziokulturellen Milieu (Bourdieu 2005; Koppetsch und Burkart 1999).

Der Habitus ist auch generationenspezifisch ausgeformt. Jede „Generation“ hat ihren eigenen gesellschaftlichen Zeitraum, der durch ein bestimmtes soziales Klima und eine bestimmte Atmosphäre charakterisiert ist. „Dieser *mood* einer Epoche, der

eine Form praktischer Erkenntnis des Möglichen und Unmöglichen einschließt und auf einer Art spontaner Statistik, aber auch auf Gerüchten und Sprichwörtern und damit auf einer ganzen Flut von oftmals unzureichend kontrollierten, lückenhaften Informationen beruht, stellt eine der wichtigsten Vermittlungsinstanzen zwischen den so genannten Daseinsbedingungen und den Praktiken dar“ (Bourdieu 2009, S. 128).

„Aus seiner Zeit kann keiner springen“ (Tucholsky 1925): Menschen, die in der Weltwirtschaftskrise der zwanziger und dreißiger Jahre auf die Welt gekommen sind, sind anders sozialisiert als Menschen, die ihr Leben in den fünfziger oder sechziger Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen haben (Elder 1999).

Unter Bedingungen ökonomischer Unsicherheit und Knappheit war man stärker gezwungen, seine Ansprüche auf seine Mittel abzustimmen und sich den gegebenen Möglichkeiten anzupassen. Es galt, sein Leben von den vorhandenen Bedingungen aus zu denken, was mit zum großen Stellenwert von „Pflicht- und Akzeptanzwerten“ (Klages 1985) beigetragen hat. Und die Erfahrung (ökonomischer) Unsicherheit hat dazu geführt, dass man der (materiellen) Sicherheit und der Familie als Ort des Rückzugs und der Geborgenheit in seinem Leben eine zentrale Bedeutung beimisst. Wie stark die Prägungen durch die schwierigen ökonomischen Bedingungen sind, hängt auch von der Lebensphase ab, in der man sich damals befunden hat („principle of timing“). Und ihre Wirkung ist umso nachhaltiger, je weniger sich die soziale Position im Erwachsenenalter von jener der Herkunftsfamilie unterscheidet, wie Elder (1999) gezeigt hat.

Demgegenüber sind Nachkriegsgenerationen seit den sechziger Jahre stärker mit Entwicklungen konfrontiert, die Ulrich Beck (1986) unter dem Begriff der Individualisierung zusammengefasst hat: Durch verschiedene strukturelle Veränderungen (Zunahme der materiellen Möglichkeiten, Bildungsexpansion, Mobilität u. a.) werden Menschen herausgelöst aus herkömmlichen Bindungen und Orientierungen und auf die Suche geschickt nach ihrem eigenen Leben. Verließ das Leben vorher in relativ normierten Bahnen, so muss es nun vermehrt von den Akteuren selbst hergestellt werden. Verlangt ist nun vermehrt „ein aktives Handlungsmodell des Alltags, das das Ich zum Zentrum hat“ (Beck 1986, S. 217). Aufgrund dieser Entwicklung muss das Leben stärker vom Einzelnen her und auf den Einzelnen bezogen gedacht werden, womit das frühere Verhältnis von Individuum und Gesellschaft gewissermaßen auf den Kopf gestellt wird. Die Führung eines eigenen Lebens wird wichtiger und notwendiger, nicht nur für Männer, sondern auch für Frauen. Und die Verantwortung für sein Leben wird jetzt stärker dem Einzelnen zugeschrieben, was zu einem Klima der vermehrten Subjektivierung und individuellen Zurechnung gesellschaftlicher Problemlagen führt.

Als Ausdruck dieser Veränderungen sieht Ulrich Beck (1997) eine „Selbst-Kultur“ um sich greifen, deren zentrale Momente Selbstständigkeit, Selbstverwirklichung, Selbsterfahrung, Selbstsuche, Selbstreflexion und Selbstentwicklung sind sowie

ein Freiheits- und Autonomiebedürfnis, das sich an gesellschaftlich zugemuteten Normen und Hierarchien ebenso stoßen kann wie an Mitgliedschaften, die man nicht selbst gewählt hat. Diese Form des Individualismus ist – so Beck (1995, S. 165 ff.) – nicht zu verwechseln mit einer egozentrischen Lebensführung und Lebenshaltung. Vielmehr scheint die Tendenz, vom Einzelnen aus und auf den Einzelnen bezogen, also individuumszentriert zu denken, mit einer ausgeprägten Bereitschaft zur Empathie verbunden zu sein, womit auch der Anspruch verbunden ist, einander als Individuen und auf Augenhöhe zu begegnen (vgl. auch Karrer 2009).

Seit den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts ist allerdings wieder verstärkt sichtbar geworden, dass das eigene Leben ein grundsätzlich riskantes Leben ist (Beck 1995, S. 49) und Wahlbiographien unter Bedingungen der wirtschaftlichen Krise leicht zu Bruchbiographien werden können. Und es mehren sich, so Stefan Hradil (2002, 2003), die empirischen Hinweise, dass als Reaktion auf die zunehmende ökonomische Unsicherheit und die anomischen Folgen der Individualisierung ein „Wandel des Wertewandels“ im Gange ist. Das Bedürfnis nach Sicherheit und die Bereitschaft zur Anpassung haben bei den jüngeren Geburtsjahrgängen zugenommen. Der Wunsch nach einem sicheren Arbeitsplatz ist ebenso stark wie das Interesse an einer stabilen Partnerschaft und Familie. Und auch materialistische Werthaltungen, die in den siebziger und achtziger Jahren etwas in den Hintergrund gerückt waren, werden wieder wichtiger. Das heißt nicht, dass Werte wie Selbstständigkeit, Selbstverwirklichung oder Selbstentfaltung obsolet geworden sind (Hradil 2002). Es heißt lediglich, dass Interessen, die auf prekärer gewordene Bedingungen reagieren, an Bedeutung gewonnen haben und mit den Werten eines eigenen, selbstverwirklichten Lebens koexistieren.

Allerdings bleibt die Diagnose von allgemeinen Veränderungen immer etwas oberflächlich und ungenau. Auch wenn sie als grobe Tendenzen zutreffen mögen, liegt doch die Vermutung nahe, dass sie sich nicht flächendeckend, sondern je nach Position im sozialen Raum verschieden zeigen. Das gilt für die jüngst diagnostizierten Veränderungen ebenso wie für die von Ulrich Beck postulierten Wandlungsprozesse im Gefolge der Individualisierung. So haben empirische Untersuchungen darauf hingewiesen, dass viele Formen der „Selbstkultur“ an den sozialen Raum gebunden sind und sich vor allem bei Gruppen finden, die über vergleichsweise viel kulturelles Kapital verfügen, während sie zum Beispiel im unteren Bereich des sozialen Raumes praktisch nicht vorkommen oder falls doch, auf spezifische Art und Weise (vgl. Karrer 1998, 2000). Wobei der „mood der Selbstkultur“ auch auf Gruppen abfärben kann, die von ihren Bedingungen her weniger dafür disponiert sind.

Statt nach allumfassenden „Generationszusammenhängen“ und abgrenzbaren „Generationseinheiten“ zu suchen (Mannheim 1964), wäre eher der Frage nachzugehen, wie sich bestimmte „generationale Lagerungen“ (in der Zeit der Welt-

wirtschaftskrise aufgewachsen sein zum Beispiel) in verschiedenen Regionen des sozialen Raums zeigen und welche Auswirkungen sie auf den jeweiligen Habitus haben (vgl. auch Kohli 2007, S. 49). Oder es wäre vermehrt zu erforschen, wie Generationenunterschiede innerhalb von bestimmten Gruppen in verschiedenen Habitus zum Ausdruck kommen (vgl. Karrer 2009).

Da der Habitus auch lebenszyklischen Effekten unterliegt, stellt sich zudem die Frage, welche Bedeutung der Lebensphase zukommt, in der man sich befindet. Leider wissen wir nur sehr wenig darüber, wie sich der Habitus in verschiedenen Phasen des Lebens verändert. Was auch damit zusammenhängt, dass „eine zweifelsfreie Separierung von Lebenszyklus- und Generationeneffekten nur selten möglich (ist)“. Andererseits hat sich jedoch in einer Reihe von Untersuchungen gezeigt, „dass mit zunehmendem Alter immer wieder ähnliche Veränderungen von Erlebnisbedürfnissen und Erlebnismustern auftreten. Gut bestätigt ist ein zunehmendes Bedürfnis nach Ordnung, Ruhe, Harmonie und Tradition“ (Schulze 1990, S. 417). Der Wunsch nach Sicherheit und Risikovermeidung wird stärker, was sich auch in einem vorsichtigeren und sparsameren Umgang mit Geld niederschlägt (Hradil 2009). Und auch der Zeithorizont ist ein anderer als in jüngeren Jahren. Denn, wie Kohli (1990, S. 400) bemerkt hat, ist es „etwas völlig anderes, ob man etwas noch vor sich oder schon hinter sich hat.“

Entgegen einem verbreiteten Stereotyp nehmen im Alter positive Gefühle eher zu. Und man scheint nicht nur zufriedener, sondern auch gelassener zu werden (Frevert 2013, S. 8). Andererseits kann der rasante soziale Wandel dazu führen, dass Teile des Habitus den sich ändernden Bedingungen hinterherhinken. Was sich im Gefühl niederschlagen kann, nicht mehr mithalten zu können. Die Welt, in der man sich vorher wie ein Fisch im Wasser bewegt hat, droht einem zunehmend abhanden zu kommen. Sie wird einem fremd, weil sie mit den herkömmlichen Mitteln kognitiv nicht mehr strukturiert und bewältigt werden kann (Lewin 1982). Was mit erklärt, warum das Bedürfnis nach dem Vertrauten, Sicherem und Gewohnten im Alter größer wird. Allerdings sollte man sich auch hier vor allzu schnellen Verallgemeinerungen hüten, weil sich diese Tendenzen je nach Position im sozialen Raum verschieden zeigen können.

Habitus und Feld

Der durch verschiedene soziale Kräfte geprägte Habitus operiert nicht situationsunabhängig (Bourdieu 1996, S. 168; vgl. auch Karrer 1998, S. 35). Welche Verhaltensweisen er hervorbringt, hängt auch ab von der Struktur des Feldes, in dem er agiert und von der Art des Spiels, das im jeweiligen Feld auf Dauer gestellt ist und dem Feld seinen spezifischen Charakter verleiht.

Der Habitus ist auch eine Art Feld-Sinn, der es ermöglicht, sich der jeweils geltenden Feldlogik entsprechend zu verhalten, „zu handeln comme il faut“ (Bourdieu 2001, S. 178), ohne dazu gedrängt werden zu müssen oder bewusst einer Regel

zu folgen. Er umfasst ein mehr oder weniger kohärentes Repertoire verschiedener „Handlungsprogramme“, die von den Akteuren in wechselnden sozialen Zusammenhängen aktiviert werden können. Und als Fähigkeit, sich in verschiedenen Welten bewegen zu können, stellt er auch ein Kapital dar, über das nicht alle in gleichem Maße verfügen.

2.2 Sequenz von Partizipations- und Positionskonfigurationen

Der Lebenslauf kann im Anschluss an René Levy (1996, 1977) auch als Laufbahn durch verschiedene soziale Felder konzeptualisiert werden: als Sequenz von Partizipations- und Positionskonfigurationen. Das hier leicht modifiziert wiedergegebene Modell geht aus von der Vorstellung einer „horizontal und vertikal differenzierten“ Gesellschaft, deren Mitglieder 1) gewöhnlich an verschiedenen sozialen Feldern teilnehmen und 2) in diesen Feldern bestimmte Positionen besetzen, wobei 3) die Teilnahmen und Stellungen „sozial bewertet“ sind und „Erwartungen, Normen und Interpretationen verschiedener Art“ unterliegen (Levy 1996, S. 76).

- Partizipation an sozialen Feldern

Es gibt gesellschaftlich anerkannte Vorstellungen darüber, welche Mitgliedschaften in einer bestimmten Lebensphase als normal gelten. Wobei solche Normalitätsvorstellungen geschlechtsspezifisch variieren können. Während vollständige Teilnahmeprofile mit Normalitätsprofilen (Bourdieu 1998) verbunden sind, liegt in der Abweichung von der Vollständigkeitsnorm, der Statusunvollständigkeit, ein Spannungspotential (Unvollständigkeitsspannung), auf das die Betroffenen reagieren müssen (Levy 1996, S. 77).

Je nach Lebensphase kann es zu einer Ausweitung oder einer Schrumpfung von Teilnahmeprofilen kommen. Und die Mitgliedschaften in verschiedenen Feldern können vereinbar oder widersprüchlich sein, was zu „Crosspressure-Situationen“ führt (vgl. Esser 2000, S. 439 ff.), die nicht selten mit einem zerrissenen Habitus und einem gespaltenen Leben verbunden sind.

Die Abhängigkeit von mehreren sozialen Feldern und deren Interdependenz kann Exklusionseffekte verstärken. Aufgrund einer Kettenreaktion (vgl. Luhmann 1998, S. 631) können Verluste in einem Feld auch Verluste in anderen Feldern nach sich ziehen (ohne Arbeit keine Wohnung usw.). Was die Gefahr birgt, „gesellschaftlich ins Bodenlose“ zu fallen (Beck 1986, S. 214).

Allerdings gibt es, so Luhmann (2002, S. 243), „Funktionssysteme“, die Inklusion gegen alle Exklusionstendenzen in anderen „Systemen“ halten können:

Familie und belastete Generationenbeziehungen
Ein Beitrag zu einer Soziologie des familialen Feldes
Karrer, D.

2015, IX, 221 S. 7 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-06877-6